



Robert Waisman  
mit Susan McClelland

# Der Junge AUS BUCHENWALD

Ein Kind überlebt  
das Konzentrationslager

Weltbild

## Der Junge aus Buchenwald



Das erste Foto von Romek Wajzman nach der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald. Es wurde im Juli 1945 in Écouis (Frankreich) aufgenommen.

Robbie Waisman wurde 1931 in Polen geboren. Er hat Jahre der Sklavenarbeit und des bitteren Lebens im Ghetto überlebt und kam 1944 nach Buchenwald, wo er im April 1945 von der US-Armee befreit wurde. Heute lebt Robbie Waisman in Kanada. Seit vielen Jahren hält er Vorträge über seine Erfahrungen. Auch in dem preisgekrönten Dokumentarfilm »The Boys of Buchenwald« von 2002 spielte er eine wichtige Rolle.

Robert Waisman  
mit Susan McClelland

# Der Junge aus Buchenwald

Ein Kind überlebt das Konzentrationslager

Aus dem Englischen von  
Ulrike Strerath-Bolz

**Weltbild**

Titel der englischen Originalausgabe: *Boy From Buchenwald*



Copyright © Robert Waisman und Susan McClelland  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg

Übersetzung: Ulrike Strerath-Bolz

Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bayern

Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising

Coverfoto: © Archiv des Autors

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

978-3-8289-4762-7

2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:

*www.weltbild.de*

Dieses Buch ist meiner Familie gewidmet, die während des Holocaust ermordet wurde. Und der Erinnerung an meine geliebte Frau Gloria.



Die Buchenwald-Kinder in Frankreich

## Einleitung

Wenn ich ihren Namen nenne, kommt der alte Schmerz zurück. Du sagst, ich soll sie vergessen? Wie kann man ein menschliches Wesen vergessen?

*Sholem Aleichem*

Ich weiß, woher ich komme. Skarżysko-Kamienna ist ein Ort im südlichen Zentralpolen, im Tal des Flusses Kamienna. Wenn man einen Kreis zeichnet, der Warschau, Lublin, Krakau und Łódź umschließt, liegt Skarżysko-Kamienna ungefähr in der Mitte. Und das schien auch die Aufgabe des Städtchens zu sein, denn es verteilte sich um den Bahnhof, der diese Städte miteinander verband. Es war klein, aber bekannt wegen seiner Industrie, vor allem der Munitionsfabrik, in der im Jahr 1939 mehr als viertausend der neunzehntausend Einwohner arbeiteten. *Państwowe Wytwórnice Uzbrojenia Fabrykę Amunicji*, die nationale Munitionsfabrik, stellte Munition für die polnische Armee her. Als die Nazis im September 1939 einmarschierten, beschlagnahmten sie die Fabrik und übergaben sie an einen deutschen Besitzer, der sie in Hugo Schneider Aktiengesellschaft (HASAG) umbenannte. Viele polnische Arbeiter wurden entlassen, an ihrer Stelle wurden jüdische Sklavenarbeiter gezwungen, Munition für die deutsche Wehrmacht zu produzieren.

Seit mehr als tausend Jahren lebten Juden in Polen. Es hatte Zeiten gegeben, in denen sie relativ frei waren, und andere, in denen sie verfolgt wurden. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs war Polen das Land mit der größten jüdischen Bevölkerung weltweit. In Skarżysko-Kamienna lebten etwa zweitausendfünfhundert Juden. Unsere Gemeinschaft nannte sich Shtetl. Insgesamt gab es zu dieser Zeit in Polen mehr als drei Millionen Juden, die sich in zahlreichen Shtetln organisierten. Den größten Bevölkerungsanteil stellten sie in Warschau.

Als mein Vater Anfang der Zwanzigerjahre unser Haus in der Maya Tziejo (der Straße des 3. Mai) kaufte, waren die jüdischen Gemeinden in Polen relativ gut akzeptiert und konnten in Frieden leben. Unter dem polnischen Staatschef Józef Piłsudski hatten die Juden einige Rechte. Sie konnten Land und Unternehmen besitzen, sie konnten Positionen in der Politik, im Militär und an den Universitäten einnehmen. Skarżysko-Kamienna stand während der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts in voller Blüte und zog viele jüdische Zuwanderer an, darunter auch Papa, der aus Russland kam. Die erste Synagoge in Skarżysko-Kamienna wurde 1910 gebaut. Einige Jahre später kam der jüdische Friedhof dazu. Aber Piłsudski starb 1935 und danach war es nicht mehr so wie früher.

Ich wusste von alledem nicht viel. Für mich war Skarżysko-Kamienna gleichbedeutend mit Wald und Vogelgezwitscher, dem Wind, der den warmen Rauch

aus unserem Schornstein verwehte, Feuer im Herd und der Duft von Mamas Borschtsch und Rinderbraten.

Papa war Kurzwarenhändler und Schneider. Er machte auch Hüte, hauptsächlich die schwarzen Hüte namens Shtreimel mit ihrer breiten Krempe und dem Fellbesatz, die die jüdischen Männer bei uns trugen, aber auch Hüte für die Stadt und Anzüge.

Sein Name war Chil. Er hatte ein breites Gesicht und kräftige Schultern und war etwa einen Meter achtzig groß, genau wie meine großen Brüder Chaim (der im Jahr 1939 zweiundzwanzig Jahre alt war) und Moishe, der siebzehn war. Auch unsere Brüder Motel, fünfzehn, und Abram, zwölf, wuchsen kräftig. Außerdem gab es noch ein Mädchen, meine Schwester Rachella, die wir Leah nannten. Sie war acht Jahre älter als ich.

Papa war zwar groß und kräftig, hatte aber eine sanfte Stimme. Jeder mochte ihn gern. Die Ältesten von Skarzysko-Kamienna und auch manche Besucher kamen zu uns nach Hause, um ihm zuzuhören, wenn er aus der Tora vorlas, Geschichten von Tewje dem Milchmann erzählte oder Ratschläge zu politischen, religiösen und philosophischen Fragen gab. Vor allem aber liebte Papa unsere Mama, die Rifka hieß. Wenn wir am Fluss spazieren gingen, hielt er ihre Hand. Ich lief neben ihnen her, versuchte Schmetterlinge zu fangen und ließ Steine über die Wasseroberfläche springen. Im Winter lief ich auf dem Eis Schlittschuh. Und meine Eltern hielten immer noch Händchen und kuschelten sich un-

ter einem gestrickten Schal zusammen, den sie um ihrer beider Schultern gelegt hatten.

Für mich bedeuteten Mama, Papa und Skarżysko-Kamienna Liebe, Lachen und Güte.

Ich war als Nesthäkchen in der Familie am 2. Februar 1931 geboren. Unser Haus war klein und aus Holz gebaut, es hatte ein Schindeldach. Ich schlief mit meinen zwei Brüdern in einem Zimmer und teilte mir mit einem von ihnen das Bett. Die Geräusche, die Mama beim Kochen machte, und ihr leises Singen wiegten mich in den Schlaf, aber wenn Papa schnarchte, wachte ich oft wieder auf.

Meine Brüder waren starke Kerle und konnten bei den Geländeläufen und beim Fußball jeden anderen im Ort abhängen. Die beiden Ältesten sahen auch sehr gut aus – alle Mädchen bekamen weiche Knie, wenn sie sie sahen. Schon als Kind konnte ich das sehen: Die Mädchen wurden rot, sie drehten einen Fuß nach innen und beugten das Knie, legten den Kopf schief und so weiter, wenn einer meiner Brüder vorbeiging. Ich war stolz, zu dieser Familie zu gehören. Und wenn ich einmal groß war, wollte ich so sein wie meine Brüder, vor allem Moishe, der an der Universität Ingenieurwesen studierte. Er bastelte gerne mit Drähten herum und hatte ein Funkgerät gebaut, von dem er behauptete, damit könnte er bis nach Amerika funken. So wie er wollte ich auch werden.

Mama hatte immer Hühnersuppe auf dem Herd,

wenn ich von irgendwelchen Besorgungen hereinkam. Ich half Papa in der Werkstatt, fegte Stoffreste auf und reichte ihm das Maßband und andere Gerätschaften, wenn er bei einem Kunden Maß nahm. Außerdem war ich dafür verantwortlich, das Brennholz in den Schuppen zu tragen, das meine Brüder hackten. Und ich sammelte Kleinholz im Wald und fegte den Weg zur Hauptstraße. Dort gab es übrigens ein Kino – und ich liebte es, dorthin zu gehen.

Essen wurde bei uns zu Hause ganz großgeschrieben. Wir saßen dann, oft auch mit Gästen, an dem langen Eichentisch, den Papa selbst gezimmert hatte, und tranken Wein aus den Gläsern, die Mama nur bei besonderen Gelegenheiten aus dem Schrank nahm. Wenn die Gespräche ernsthaft wurden und sich um Politik drehten, gingen die Frauen in ein anderes Zimmer. In unserer jüdischen Gemeinschaft herrschte ein recht konservativer Geist. Auch in der Synagoge saßen die Frauen getrennt von den Männern auf der Empore, während die Männer sich unten versammelten.

Eine meiner liebsten Erinnerungen war die an die Hochzeit meines Bruders Chaim mit Golda, der schönsten Frau, die ich je gesehen hatte. Sie hatte rabenschwarze Locken und eine Locke verirrte sich oft in ihre Stirn, wo sie aussah wie ein umgedrehtes Fragezeichen. Golda hatte schlanke, feine Hände, und wenn sie jiddische Lieder sang oder Geschichten erzählte, tanzte sie durchs Zimmer. Sie erinnerte mich an einen Schwan

und ich war sehr verknallt in sie. Eigentlich hätte ich sie nur zu gern selbst geheiratet. Ich fragte Papa sogar, ob der Schadchen, der Heiratsvermittler, mich nicht eines Tages mit Golda zusammenbringen könnte. Aber da war ich noch ein Kind, und Chaim war ein erwachsener Mann. Er hatte seinen Wehrdienst in der polnischen Armee absolviert und es bis zum Offizier gebracht, erledigte aber auch hier und da Handwerksarbeiten, indem er Zähne zog oder bei Renovierungen half. Chaim konnte Golda viel mehr bieten als ich, sagte Papa. Ich seufzte und schluckte schwer, war dann aber ganz zufrieden mit dem Gedanken, dass Golda ja als meine Schwägerin immer ein Teil meines Lebens sein würde.

Bei der Hochzeitsfeier aß ich viel zu viel: Challah, Gefilte Fisch, Kohlroulade und gebratenes Hühnchen. Dann tanzte ich herum, aß wieder – und brach irgendwann erschöpft am Tisch zusammen, wobei ich mit dem Kopf in eine Schüssel mit Obstsalat und Sahne fiel. Als ich aufwachte, waren meine Haare ganz klebrig, und alle Gäste tanzten draußen im Garten. Ich sprang auf und tanzte mit.

Als ich in den Himmel blickte, war es mir, als würden die Sterne mit uns tanzen.

In den Jahren von 1939 bis 1945 vergaß ich diese Erinnerungen. Und als sie wiederkamen, waren es nur noch Bruchstücke, ein bisschen wie die Stoffreste, die Mama gesammelt und in Quilts verarbeitet hatte.

Am 1. September 1939 marschierten die Deutschen unter der Führung von Adolf Hitler und seiner Nazipartei in Polen ein. Es dauerte gerade einen Monat, bis die Wehrmacht das Land besetzt hatte.

Die Nazis raubten uns Juden sämtliche Rechte.

Im Jahr 1941 wurde meine Familie aus unserem Haus vertrieben und in ein jüdisches Stadtviertel, das sogenannte Ghetto, umgesiedelt. Seit diesem Tag war Skarżysko-Kamienna kein Ort der Liebe mehr, sondern ein Ort der Finsternis. Und ich vergaß, woher ich kam.

Ich habe so viel in mir vergraben und versteckt. Das musste wohl so sein. Mein Freund Dr. Robert Krell, ein Psychiater im Ruhestand, der als jüdisches Kind während des Holocaust versteckt gelebt hat, sagte einmal zu mir: »Im Überlebensmodus kannst du dir den Luxus von Erinnerungen nicht leisten.«

Jahrelang, noch als Kind, lebte ich nur von einer Minute zur anderen, ohne jemals zu wissen, ob die Wache, die in der Nähe stand, mich nicht gleich töten würde. Ich wusste nicht, woher ich den nächsten Bissen Essen bekommen würde, wenn überhaupt. Ich wusste nicht, wem ich vertrauen konnte und wer mich verraten würde. Ich bin so oft zum Tode verurteilt worden und dem Schicksal, das so viele andere ereilte, immer wieder ganz knapp entronnen.

Erst im Jahr 1984 habe ich mich entschlossen, meine Geschichte zu erzählen. Damals hatte ich erfahren, dass ein Mann namens James Keegstra, der in Alberta

(Kanada) Lehrer war, seinen Schülern gegenüber behauptete, der Holocaust – oder wie wir Juden auf Hebräisch sagen: die Shoah – sei nie passiert. Er leugnete einfach, dass es diesen entsetzlichen Abschnitt in der Menschheitsgeschichte gegeben habe.

In den Jahren 1939 bis 1945 sind von den etwa neun Millionen europäischen Juden etwa sechs Millionen – darunter eineinhalb Millionen Kinder – von den Deutschen ermordet worden, oft auf eine barbarische und grausame Weise, durch Gas und bei brutalen medizinischen Experimenten. Die Nazis haben uns gefoltert und einen Massenerschlag an uns begangen. 1945 waren 90 Prozent der Juden in Polen nicht mehr am Leben. Einige waren in die elektrischen Zäune gegangen, von denen die Konzentrationslager umgeben waren. Sie hatten sich aufgegeben.

Aber ich war noch da. Ich hatte als Kind den Holocaust überlebt.

Die meiste Zeit hatte ich Sklavenarbeit in einer Munitionsfabrik verrichtet, wo Waffen für die deutschen Soldaten produziert wurden. Und als sich das Kriegsglück wendete und die Deutschen sich zurückzogen, sperrten sie uns in Viehwaggons und karrten uns mit Zügen von Polen nach Deutschland. So kam ich in das KZ Buchenwald vor den Toren der deutschen Stadt Weimar. Am 11. April 1945 kam die US-Armee und befreite mich. Und nicht nur mich, denn unter den einundzwanzigtausend überlebenden Häftlingen waren tausend Jungen wie ich.

Ich fing an, darüber zu sprechen, am Anfang noch leise und zögernd. Dann wurde ich selbstbewusster und sprach über die Medien in ganz Nordamerika, später auch in Europa und in Australien. Sogar in Deutschland. Und dabei passierte etwas Interessantes mit mir: Ich begriff, dass ich nicht nur über den Holocaust reden musste.

Ganz allmählich, wie bei Mamas feiner Leinenstickerei, kam eine andere Geschichte in mir zum Vorschein. Ich muss Sie gleich um Verzeihung bitten, denn während ich diese Geschichte meiner Co-Autorin Susan McClelland erzähle, bin ich achtundneunzig Jahre alt und manchmal bringe ich sicher irgendwelche Abläufe durcheinander oder mache aus zwei Menschen einen. Aber das Thema – unsere Verwandlung und wie wir Jungen, die alles verloren hatten, wieder einen Sinn im Leben fanden – ist wahr. Wie konnte es passieren, dass wir weiterlebten, dass so viele von uns ganz außergewöhnliche Leben als Ärzte, Anwälte, spirituelle Lehrer, Professoren, Lehrer, Eltern, liebende Ehemänner und wunderbare Großväter führten? Natürlich nicht alle – einige starben früh, andere hatten schweren Schaden an Leib und Seele genommen. Doch die Mehrheit von uns Buchenwald-Kindern führte später ein erfülltes Leben. Einer von uns war Elie Wiesel, der 1986 den Friedensnobelpreis bekam. Er war einer von uns, einer der Buchenwald-Jungen, wie wir genannt wurden.

In den Konzentrationslagern, die wir »Todeslager«

nannten, flüsterten die Männer uns nachts immer wieder zu: »Wenn einer von euch überlebt, muss er erzählen, was hier passiert ist. Die Welt darf das nie vergessen. Damit es nie wieder passiert.«

Und was die Welt auch niemals vergessen darf, ist das Folgende: Liebe ist stärker als Hass.

Und wie ich festgestellt habe: Die Liebe bringt uns nach Hause.

## Kapitel eins

Da werden Wüstentiere und wilde Hunde einander treffen,  
und ein Bocksgeist wird dem anderen begegnen.

*Jesaja 34,14*

Der Mann trug einen sauberen und gebügelten langen bleigrauen Mantel mit Messingknöpfen, einem Hakenkreuz und Abzeichen, die, wie ich bald lernen sollte, seinen Rang in der SS wiedergaben. Er hatte die hellblauen Augen zugekniffen, die Stirn gerunzelt und zeigte mit dem Finger auf mich.

Ich marschierte mit den Männern in die Munitionsfabrik von Skarzysko-Kamienna in Polen. Die Fabrik hieß »Hugo Schneider Aktiengesellschaft Metallwarenfabrik«, wurde aber von allen HASAG genannt.

Mit Tausenden anderer Juden arbeitete ich in dieser Fabrik. Wir alle waren Sklavenarbeiter, keiner von uns bekam Geld dafür. Ich hatte die Aufgabe, die Initialen FES auf Artilleriegranaten der Wehrmacht zu stempeln. In einer Zwölf-Stunden-Schicht schaffte ich 3200 Granaten, sechs Tage pro Woche. Als ich anfang, in der HASAG zu arbeiten, war ich elf Jahre alt. Wir schrieben das Jahr 1942. Die ersten paar Monate arbeitete ich so schwer, dass mir die Hände bluteten. Doch ich wusste, wenn ich aufhörte zu arbeiten, würde man mich erschießen.

Ich hatte gesehen, wie die Nazis andere Arbeiter erschossen hatten. Also arbeitete ich, bis die Wunden vernarbt und meine Haut so hart wurde wie Schuhleder.

Normalerweise arbeitete ich in der Tagschicht und fing um sieben Uhr morgens an. Doch alle paar Wochen war ich auch für die Nachtschicht eingeteilt.

Als ich nun mit den anderen Männern aus meiner Schicht marschierte, zog ich die Knie hoch, um dem SS-Mann zu zeigen, dass ich gesund war. Doch er winkte mich trotzdem aus der Reihe und brüllte: »Raus!« Die deutsche Sprache hatte einige Ähnlichkeit mit dem Jiddischen, das ich zu Hause mit meiner Familie sprach. Deshalb kannte ich ein paar deutsche Wörter, als ich in der HASAG anfang. Am Ende des Zweiten Weltkriegs konnte ich ziemlich fließend deutsch sprechen.

Ich schluckte den Kloß in meinem Hals herunter und tat, was mir der SS-Mann befohlen hatte. Er kam auf mich zu und blieb so dicht vor mir stehen, dass ich seinen klebrigen warmen Atem auf meinem Gesicht spüren konnte. Ich roch sein Frühstück aus Eiern und Zwiebeln, als er sich herunterbeugte und mich wieder anbrüllte: »Raus!« Dann drehte er mich um und stieß mir seinen Gewehrlauf zwischen die Schulterblätter.

»Marsch!«, befahl er.

Ich kniff die Augen zu, weil mir vollkommen klar war, wohin er mich führte: zu dem Lastwagen vor den Baracken, in den wir eingesperrt wurden, wenn wir ge-

rade nicht arbeiteten. Und ich wusste auch, warum er mich ausgesucht hatte. Seit zwei Wochen hatte ich immer wieder Schweißausbrüche und Schüttelfrost: Ich hatte Typhus. Als das Fieber heruntergegangen war und ich immer noch lebte, vermutete ich, dass einer von den Männern in unserer Baracke, vielleicht Papas Freund, der koschere Schlachter, mich unter dem Stroh versteckt und mir Wasser zu trinken gegeben hatte. Die litauischen Wachen, die für die Nazis arbeiteten, kamen um sieben Uhr morgens und um sieben Uhr abends in die Baracke, wenn die Männer Schichtwechsel hatten, und überprüften, ob sich auch niemand in der Baracke versteckte und ob es Kranke gab. Aber man hatte mich nicht gefunden.

Als wir zu dem Lastwagen kamen, öffnete ich die Augen. »Noch einer«, schnauzte der SS-Mann die Männer an, die den Lastwagen bewachten. Dann befahl er mir, auf die Ladefläche zu klettern. Etwa zwanzig weitere Männer befanden sich dort, abgemagerte Gestalten mit bläulich verfärbter Haut von der schlechten Ernährung, viele mit Ausschlag im Gesicht von den vielen Krankheiten, die durch unsere Baracken strömten wie der Fluss Kamienna durch unsere Stadt. Einige Männer hatten gelbe Haut – sie arbeiteten mit Pikrinsäure, einem Sprengstoff ähnlich wie TNT. Das Zeug verfärbte die Haut und die Augen und machte irgendwann die Nieren kaputt.

Ich wusste, sie würden uns in den Wald fahren und

dort erschießen. Aber vorher würden wir noch unser eigenes Grab schaufeln.

»Noch so eine Ratte«, sagte einer der Wächter.

»Futter für die Würmer«, erwiderte ein anderer.

Ich zitterte vor Angst. Urin lief mir am Bein entlang. Ich wusste, es war ein Risiko gewesen, wieder zu arbeiten, obwohl ich noch so blass und langsam war. Aber ich hatte keine andere Wahl, ich fürchtete, sonst würden sie irgendwann merken, dass ich fehlte.

Als mein Bruder mit mir in der HASAG arbeitete, kniff er mir vor dem Morgenappell immer in die Wangen, damit ich gesund aussah, und legte mir Pappe in die Schuhe, damit ich etwas größer und älter aussah. Die Nazis mochten es nicht, wenn Kinder arbeiteten, und brachten viele von ihnen weg, vermutlich, um sie zu töten.

Jetzt saß ich also ganz hinten auf der Ladefläche des Lastwagens und starrte hinaus. Erst auf die lang gestreckten grau-schwarzen Baracken, dann auf den Himmel darüber, wo sich die Wolken bewegten wie Rauch. Meine Augen fanden eine Wolke, die sich schneller bewegte als die anderen. Sie sah aus wie eine Insel in einem stürmischen Meer. Und in diesem Moment hörte das Zittern in meinen Knochen auf. Ich konnte ein Licht sehen, wie Sonnenstrahlen. Im Rückblick weiß ich, dass das unmöglich ist – es war ein trüber Tag.

Aber es fühlte sich an, als ob mich eine weiche Decke umhüllte und eine Ruhe, eine Helligkeit mitbrachte,

wie ich sie in den letzten drei Jahren nicht mehr erlebt hatte – seit die Deutschen sich ihren Weg nach Polen erkämpft und das Land erobert hatten.

Ja, ich würde sterben, aber es machte mir nichts mehr aus.

Erinnerungen stiegen in mir auf, die verschwunden waren, nachdem ich angefangen hatte, in der HASAG zu arbeiten. Mama, die mir ein Kinderlied vorsingt. Papa, der mich in der Synagoge in seinen Gebetsmantel einwickelt. Fußballspiele mit meinen großen Brüdern. Ich hörte sogar die Stimme meiner Schwester Leah, die mir sagte, wir würden uns wiedersehen.

Die dunkle Wolke verwandelte sich in Flügel wie bei einem Engel. »Asrael«, hauchte ich. Ich konnte spüren, wie dieser Engel, der die Seelen in den Himmel bringt, mich in seine Arme nahm.

Ich spürte nur noch die Erinnerungen an Liebe, von denen ich wusste, sie würden mich immer begleiten .

Ich klammerte mich nicht mehr ans Leben.

Ich hörte mystische Klänge: Windspiele und Glöckchen und einen Chor.

Ich atmete aus.

Es war so schön und staunenswert, dass ich die kräftige Hand gar nicht spürte, die mich am Kragen packte.

Ich wurde vom Wagen gehoben.

Ein Deutscher, der oft in die HASAG kam, um die Arbeit der jüdischen Sklaven zu begutachten, einer, von dem ich sicher war, er hätte eine hohe Stellung bei den

Nazis – denn die Deutschen standen vor ihm immer stramm, knallten die Absätze zusammen, salutierten und riefen »Heil Hitler!«, wenn er vorbeiging ... Nun, dieser Mann zog mich jetzt vom Lastwagen. Wenn Gäste aus Deutschland in die Fabrik kamen, holte er mich immer und lobte meine schnelle und effiziente Arbeit. Und jetzt brüllte er den SS-Mann mit dem Gewehr an, ich sei ein wertvoller Arbeiter, schneller als zwei erwachsene Männer. Ich müsste mich eben ein paar Tage erholen und wieder gesund werden.

Die leise Musik verstummte. Mama und Papa verschwanden. Auch Asrael war fort. Und aus dem dunkelgrauen Himmel fiel der Regen.

## Kapitel zwei

**7. Juni 1945**

Wir wollen den Toten die Treue halten.

*Elie Wiesel*



Joe Dzuibek aus Łódź schreibt an die Zugwand:  
»Wo sind unsere Eltern? Waisenkinder aus Buchenwald«

Der Zug blieb ruckartig stehen und holte mich aus dem Schlaf.

Ich rieb mir die Augen und schaute zum Fenster hinaus.

Wolken schoben sich vor die Sonne und warfen lange Schatten über scheinbar endlose Weizenfelder. Meine linke Hand, die unter meinem Bein eingeklemmt gewesen war, war eingeschlafen. Ich schüttelte sie, bis ich sie wieder spürte, und langte dann nach oben, um das Fenster zu öffnen. Abram Chapnik, den ich Abe nannte, saß mir gegenüber. Er sprang auf und dann beugten wir uns beide hinaus und atmeten die frische Luft Frankreichs ein.

Wir waren beide ganz ruhig, hörten die Spatzen ihr Morgenlied zwitschern, einen Raben in der Ferne krächzen und die Kühe muhen.

Ich schloss die Augen und streckte mein Gesicht zum Himmel.

»Schau mal!«, rief Abe. »He, schau doch mal!« Er trat mir fest gegen den Knöchel.

»Aua!«, rief ich und riss die Augen auf. Instinktiv ballte ich die Fäuste und wollte ihn boxen.

*Das letzte Mal, dass ich mich mit Abe geprügelt hatte, war im KZ Buchenwald gewesen, gerade als der Frühling die ersten warmen Atemzüge tat. Nachts pfiff immer noch ein eiskalter Wind durch die Ritzen in den Wänden unserer Baracke. Über uns war das Dröhnen von Flugzeugen zu hören. »Amerikanische Bomber«, flüsterte Yakow Nikiwirou, auch Jakob Gofman genannt. Jakob war ein großer Mann, der im Moskauer Zirkus oder im Bolschoitheater gearbeitet hatte – ich kam nie so ganz dahinter, wo. Er*

hatte Abe und mich unter seine Fittiche genommen. Am Tag zuvor hatte Jakow zu uns gesagt: »Die Amerikaner sind ganz in der Nähe, sie werfen Bomben auf Weimar.« Einige Mitglieder der Untergrundbewegung in Buchenwald, so erzählte er weiter, waren auf die Dächer der Baracken geklettert und hatten mit geklauten Tellern aus der Küche SOS signalisiert, damit die Amerikaner nicht auch das Lager bombardierten.

Weimar lag etwa acht Kilometer von Buchenwald entfernt und wurde schwer getroffen. Nach dem nächtlichen Bombenangriff der Amerikaner wurden Häftlinge aus dem Lager in die Stadt geschickt, um den Schutt wegzuräumen, der die Straßen verspernte. Alle rissen sich um diesen Auftrag, denn die Bewohner der Stadt schenkten uns oft etwas zu essen. Abe und ich waren schon ein paar Mal dort gewesen. Beim ersten Mal hatte ich von einer deutschen Frau einen halben Laib Brot bekommen, beim zweiten Mal bekamen Abe und ich etwas Käse und eine Flasche Milch.

Jakow war ein Riese mit gezwirbeltem Schnurrbart. Er erzählte uns alles über das Lager und auch über die politischen Häftlinge, darunter Wilhelm Hamman, der Leiter von Block 8, in dem unsere Baracke lag. Abe und ich nannten ihn den »langen Willy«, obwohl er gar nicht so groß war. Willy war Lehrer gewesen, er hatte als Mitglied der kommunistischen Partei im Stadtrat und im hessischen Landtag gesessen. Der Anführer der Nazi-Partei, Adolf Hitler, war ein Faschist, erklärte uns Jakow, ein Diktator. Die Kommunisten, so erklärte er weiter, waren der Ansicht,

*alle Menschen seien gleich. Sie waren genau das Gegenteil von Faschisten. Wie so viele andere Kommunisten hatte auch der lange Willy im Gefängnis gesessen, seit die Nazis im Jahr 1933 die Macht übernommen hatten.*

*In der Nacht, als die Bomben fielen, machte Abe das Geräusch der Flugzeuge und dann, Knall-Bumm, die Explosionen nach. Alle anderen Kinder und auch die erwachsenen Männer in der Baracke waren still, nur Abe machte Krach.*

*Jakow zischte Abe zu, er solle aufhören.*

*Block 8 lag in der Nähe des Haupttores, also nicht weit von den Wachgebäuden und von den Gebäuden, wo die SS-Leute schliefen. Wir alle wussten, der Krieg war fast zu Ende, Deutschland hatte ihn verloren. Die Kommunisten im Lager hatten Zugang zu allerlei Informationen und Jakow hatte uns erzählt, dass die Alliierten, also die Briten und Amerikaner und noch einige andere Länder, im Westen an die Tür klopfen, während im Osten die Rote Armee der Sowjetunion heranrückte.*

*Alle Häftlinge benahmen sich sehr gut, weil niemand Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte. Da die Nazis dabei waren, den Krieg zu verlieren, konnte es sein, dass sie sich rächen würden, indem sie das Lager sprengten oder uns losmarschieren ließen, ohne uns eine Pause zu gönnen, bis unsere Knie nachgaben und wir tot auf dem Boden lagen. Es gab sogar Gerüchte, dass die Nazis ein paar eigene Flugzeuge als amerikanische Bomber getarnt hatten. Wenn der Krieg endgültig verloren wäre, würden diese Flugzeuge*

*Buchenwald bombardieren, sodass es so aussah, als hätten die Amerikaner unschuldige Menschen getötet.*

*Aber Abe wollte einfach nicht aufhören, den Flugzeuglärm nachzuäffen und uns alle in Gefahr zu bringen. Als er noch lauter wurde, gab ich ihm einen Schlag aufs Auge und dann noch einen auf die Nase.*

Jetzt, im Zug, boxte ich Abe wieder. »Lass mich in Ruhe!«, schnauzte ich ihn an und rieb meinen wunden Knöchel.

Abe neigte den Kopf und klimperte mit seinen langen Wimpern, die seine großen, schokoladenbraunen Augen einrahmten. Seine Augen zeigten zu den Schläfen hin nach unten, sodass er immer ein bisschen traurig aussah.

»Was soll ich mir denn ansehen?«, seufzte ich und entspannte meine Hände.

Abe lehnte sich aus dem Fenster und zeigte die Schienen entlang. Ein paar Männer kamen auf uns zu. Der Rauch ihrer Zigaretten kräuselte sich in der Luft. Sie trugen schwarz-blaue flache Mützen, und als sie näher kamen, konnte ich ihre verwitterten Gesichter und ihre ausgebleichene Kleidung erkennen. Sie waren Bauern und sie redeten miteinander in einer Sprache, die ich noch nie gehört hatte. »Französisch«, flüsterte Abe, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Das sind Franzosen!«

Die Männer zeigten auf den Zug. Ein Franzose mit

scharfen, hoch angesetzten Wangenknochen und rabenschwarzen Haaren fing meinen Blick auf. Sein Gesicht war rot, sein Blick brennend. Er rief mir etwas zu, was ich nicht verstand. Mir blieb die Luft weg, sodass meine Lunge plötzlich brannte und ich das Gefühl hatte, ich würde gleich ohnmächtig. Als ich mich wendete, war es, als würden sich die Wände des Zuges auf mich zubewegen.

*Ich roch die Landluft nicht mehr, sondern menschliche Exkremente und Verwesung, Körpergeruch, Blut und Erbrochenes. Ich war nicht im Zug nach Frankreich, sondern kam von Czestochowa in Polen und fuhr nach Deutschland. Hunderte von Juden waren in Waggons gepfercht, die eigentlich zum Transport von Kühen und Pferden gedacht waren. In diesen hölzernen Waggons ohne Sitze, ohne richtigen Fußboden, Isolation oder Heizung standen wir so dicht gedrängt, dass wir uns kaum umdrehen, geschweige denn hinsetzen konnten.*

*Wir hatten nichts zu essen und auch kein Wasser, manchmal bis zu fünf Tage lang nicht. Wenn der Zug anhielt, was recht häufig geschah, weil Züge mit Munition und Kriegsgerät Vorfahrt hatten, öffneten bewaffnete Wachleute die Türen und befahlen uns, die Toten herauszugeben. Die älteren jüdischen Männer sprachen dann das Kaddisch, das Totengebet, und die Toten wurden aus dem Wagen geschoben, ohne dass ihnen jemand nach jüdischer Sitte die Augen geschlossen hätte. Wenn das passiert war, atmeten wir alle ein bisschen auf, weil wir dann mehr Platz hatten.*

»Hör auf damit!«, brüllte Abe mich an und klatschte mir mit seinen Händen gegen die Wangen. Ich hustete, atmete ein paar Mal gierig ein, merkte, dass ich ohnmächtig geworden war und wahrscheinlich aufgehört hatte zu atmen. Noch mit geschlossenen Augen griff ich nach Abes Hand und drückte sie fest. Abe flüsterte mir ein Gebet auf Jiddisch ins Ohr: »Herr unser Gott, Herr des Universums. Höre unser Gebet und erhöre uns ...«

Ich wurde ruhiger und wollte gerade die Augen öffnen, als ich ein Krachen an der Wand des Waggons hörte. Als ich aus dem Fenster sah, wurde mir klar, dass die Franzosen uns mit Steinen bewarfen. Ein Stein, ungefähr so groß wie ein Ei, flog durch unser geöffnetes Fenster und knallte gegen die Wand. Rasch verkroch ich mich in meinem Sitz, zog die Knie an die Brust und hielt mir mit beiden Händen die Ohren zu. Dann zog ich an Abes Hemd, damit er sich auch hinsetzen sollte.

»Hör doch auf!«, schnauzte er mich an. »Die Franzosen wissen bloß nicht, wer wir sind. Alles wird gut.«

Ich klopfte mein Hemd und meine Shorts ab. Als die Amerikaner nach Buchenwald gekommen waren, hatten die Soldaten den Kommunisten gesagt, sie sollten Kleider für uns Kinder suchen. Fast tausend Jungen lebten im Lager und wir trugen alle die Lagerkleidung, in der es von Läusen und anderem Ungeziefer wimmelte und die Typhus übertragen konnte. In einem Lageraum fand jemand Uniformen, Schuhe und Stiefel der Hitlerjugend, nicht genug für alle, aber doch für viele,

auch für mich. Wir zogen die Lagerkleidung aus, die vor uns wahrscheinlich schon Jungen getragen hatten, die jetzt tot waren, und zogen Kleidung an, die den Mördern gehörte.

»Schau doch!«, flüsterte Abe laut. »Du musst dir das anschauen!«

Ich schlich mich zurück zum Fenster. Zwei der Buchenwald-Jungen und Rabbi Robert Marcus von der US-Army, der uns begleitete, sprachen mit den Franzosen. »Romek, wir sind hier nicht in Gefahr«, sagte Abe. »Die Franzosen haben mehr Angst vor uns als umgekehrt. Sie hassen die Nazis. Der Rabbi erklärt ihnen gerade, wer wir sind.«

Ich entspannte mich und lauschte, während es im Zug ganz still wurde. Die französische Sprache klang wie ein Fluss, der gelegentlich ansteigt, wie ein Crescendo in einer Symphonie.

Als ich mich wieder hinsetzte, kam ein älterer Junge, der klein war, aber nicht so stämmig wie Abe, und knubblige, aufgeschürfte Knie hatte, in unseren Waggon. Er quetschte sich neben mich. Ohne dass ihn jemand gefragt hatte, erklärte er noch mal dasselbe wie Abe. Seinem polnischen Dialekt nach vermutete ich, dass er aus Krakau oder Łódź kam. Er war vielleicht sechzehn Jahre alt, aber das war schwer zu schätzen.

Abe zog mich am Ärmel hoch und zusammen mit dem Neuankömmling schauten wir hinaus und sahen,

dass die Franzosen lachten und sowohl den Jungen als auch dem Rabbi die Hand schüttelten. Dann kamen Frauen mit großen Körben voller Essen und bewegten sich lächelnd auf uns zu. Der Zug hatte acht oder neun Waggons mit genau vierhundertsiebenundzwanzig Jungen aus Buchenwald darin. Eine Kinderhilfsorganisation, die, wie ich später erfuhr, *Ceuvre de Secours aux Enfants* hieß und von allen OSE genannt wurde, hatte unsere Abreise aus Buchenwald arrangiert. Wir fuhren nach Frankreich, eine weitere, kleinere Gruppe fuhr mit einem anderen Zug in die Schweiz. In unserem Zug saßen die jüngeren Kinder. Jetzt streckten wir alle bettelnd die Hände aus den Fenstern, während die Frauen Flaschen mit Ziegen- und Kuhmilch, Stangenweißbrot, Äpfel und Pflirsiche verteilten.

Nach einer Weile fuhr der Zug wieder an und bog in der Nähe von Metz im Nordosten von Frankreich auf eine Nebenstrecke ab. Rabbi Marcus ging durch den Zug und sagte, hier würden wir die Nacht verbringen. Das sei zu unserer eigenen Sicherheit, bis wir für die Franzosen nicht mehr wie Nazis aussahen.

In der Nacht nahmen ein paar von uns weiße Farbe, die uns ein Bauer geschenkt hatte, und malten auf Französisch, Englisch und Jiddisch auf die Wände des Zuges:

*Wir sind Überlebende aus Buchenwald.*

*Wo sind unsere Eltern?*

*Wir sind Waisenkinder aus Buchenwald.*